

# Die Sendung der Kate Bigler

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 20

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643626>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

«Trini kommt spät heute Abend», meinte er endlich, um Mutter und sich selbst von seinen bitteren Gedanken abzulenken, «hat sie Nachtdienst?»

«Ach Trini... sie schont sich zu wenig.» Mutters Antwort klang weinerlich. Dann schwiegen sie wieder beide, bis Peter plötzlich die Ohren spitzte: «Ich glaube, ich höre sie auf der Treppe.» Er lauschte.

Richtig, das war ihr rascher, froher, leichter Schritt, als ginge es auf ebener Erde im Galopp ins Land hinaus. Schon vernahm er Trinis leises Singen, die Schlüssel klapperten im Schloss.

«Die ist überhaupt nie müde», murkte Peter auf einmal selber vergnügt.

«Ciao.» Trini löste das Gummiband ihres kleinen Hutes unter ihren Haaren und hängte Hut und Mantel hinter die Türe.

«Bist spät... Hast es sehr streng gehabt?», fragte Mutter.

«Wie war der Alte?» Peter hatte sich vom Fenster nach Trini gewandt.

«Der Tag war nicht strenger als sonst — und der Alte wie immer», lachte Trini unbekümmert, «wir verstehen uns, das ist die Hauptsache. Ich kenne seine Launen auswendig wie meine eigenen.»

«Bist nicht so dumm wie er.»

«Immerhin ist Hans Franz v. Stäger mit jungen Jahren Direktor der Firma geworden.»

«Als Sohn eines reichen Vaters und mit dir als Sekretärin, die alles schafft.»

«Lass ihn, Pierrot. Ich habe gewaltigen Kohldampf. Komm, ich spachtle nicht gerne allein...»

Sie sass sich gegenüber am Küchentisch. Der Kaffee dampfte in ihren Schüsseln. Trini strich das dunkle Vierfruchtmus auf die Brotscheibe und hörte Peter zu, der die beiden Ellbogen auf den Tisch stemmte und schwerfällig den Löffel mit den Brotbrocken zum Mund führte.

«Ich weiss es ganz genau, Trini, wenn es auf dem Leumundszeugnis steht, dass ich vorbestraft bin, erhalte ich die Einreisebewilligung nach den Vereinigten Staaten nie.»

«Das muss gründlich überlegt sein, Pierrot.»

Auch Trinis Gesicht, in dem sonst immer der Schalk lachte, war ernst geworden. Jetzt glichen sich die beiden Geschwister wie Zwillinge. Sonst trennte sie gerade die sonnige Fröhlichkeit des Mädchens, die bei Trini die Züge aufhellte, während sie bei Peter schon eine verbissene Härte hatten. Dass Peter lang und schlank und einen vollen Kopf grösser als Trini war, schied sie weniger voneinander. Sie hatten beide die blauen Augen ihrer Mutter, die bei Trini so leicht lachten, wie sie bei Peter verächtlich blicken konnten. Sie hatten beide dieselben drei Falten, die sich nun, da sie angestrengt überlegten, wie drei tiefe, breite V-Zeichen übereinander mitten in ihre Stirne gruben.

«Es bleibt ein amtliches Schriftstück.»

«Das weiss ich natürlich auch. Aber wir müssen fort, und zwar wir alle vier miteinander. Wenn ihr mich zurücklässt, dann garantiere ich für nichts. Vater...»

«Ich habe ihn heute Abend in der Stadt getroffen.» Trini redete leise, damit Mutter sie nebenan nicht höre, «er sieht elend aus.»

«War er wieder?»

«Wo er nur das Geld dafür findet? Er stellte mich und wollte wissen, wie es uns gehe. Manchmal habe ich das Gefühl, er habe trotz allem etwas wie Heimweh nach uns.»

«Der und Heimweh», lachte Peter spöttisch auf, «das glaubst du selber nicht. Der ist froh, dass er uns los wurde, und wir sind froh...»

«Nein, Pierrot.»

«Doch, Trini. Wenn er damals vor Gericht nicht so dumm geplaudert hätte, du hast es selbst gesagt, ich wäre besser davon gekommen. Was musste er sich überhaupt dreinmischen? Er lebte schon lange nicht mehr bei uns. Er wusste gar nichts von der Geschichte — er —»

«Er hat dich in Schutz genommen.»

«Ein schöner Schutz. Er hat mit

seinem Schnapsatem alles viel schlimmer gemacht. Was wollte er denn heute Abend von dir? Geld?»

«Nein...» Trini schüttelte den Kopf. «Ich weiss nicht recht, was er wollte, vielleicht nur einfach mit mir reden. Es gehe ihm schlecht. Und wenn er Marie nicht hätte...»

«Die mit ihm sauft...»

«Sie sorgt auch für ihn...»

«Für ihn mussten immer andere Leute sorgen. Er hat in seinem Leben überhaupt nie gearbeitet, nichts als gelumpht hat er und andere zu Lumpen gemacht. Wenn ihr mich allein zurücklässt...»

«Davon ist keine Rede, Pierrot. Ohne dich gehen wir nicht fort. Du brauchst uns noch so sehr. Hast mich dringend nötig. Magst wohl heute dreihundzwanzig zählen, bist doch nicht älter als ein Sechzehnjähriger.» — Sie lachte und er stimmte ein:

«Trägst ein wenig dick auf, Trini.»

«Aber die Sache mit dem Formular muss ja nicht heute Nacht entschieden werden. Wir wollen sie genau überlegen. Es gibt vielleicht einen andern Weg, einen bessern. Und wenn nicht... Hindernisse dürfen nicht mehr zählen. Wir sind stärker als die Hindernisse.»

Die Heiterkeit kehrte zu Trini zurück. Sie schob das schwere Problem des Auswanderns beiseite, räumte das bisschen Geschirr in den Schüttstein. «Stell ein weiteres Eisen aufs Gas», rief sie zu Mutter hinüber, «ich komme gleich.»

Peter nahm Mütze und Mantel und ging. Mutter lauschte, wie er die vielen Treppen hinunter nach der Strasse eilte. Es war beinahe Mitternacht, als die beiden Frauen aufatmend das letzte auflegende Wäschestück geplättet beiseite legten.

«Uff», stöhnte Trini vergnügt, «jetzt haben wir aber das Bett verdient. Jetzt müssen wir im Galopp schlafen, um die vertane Zeit nachzuholen. Achtung, Laufschrift, marsch, Frau Dora Bigler.»

Mutter Bigler lächelte, obwohl sie zum Umfallen müde war. Trinis gute Stimmung half über alles hinweg.

Sorgfältig schloss Trini das Fenster und zog den Vorhang zu, dass kein Lichtschimmer auf die Strasse drang. Peter sass unter der Lampe, deren grelle Glühbirne er tief auf den Tisch hernieder gezogen hatte. Werkzeuge lagen rings um den Metallklotz, den ein kleiner Schraubstock festhielt. Peter suchte unter den Stacheln, mit welchen Stempels eingegraben hat. Er verglich mit zusammengezogenen Brauen die Vorlage auf dem amtlichen Schriftstück.

Es war eine verdammt heikle Arbeit. Nicht der kleinste zögernde Strich durfte später die Fälschung verraten. Seit er sich dahinter gemacht hatte, erfüllte



Unsere Alpen grünen wieder, Blumen duften überall,  
Schmadrifall im Lauterbrunnental mit Mittaghorn

In Nacht für Nacht dieselbe Spannung, die aus der Freude am Wagnis, aus der Unsicherheit des Gelingens und aus der eigensinnigen Zuversicht, dass er ge-  
derart in der Gewalt, dass seine magern Hände mit ihren langen, dünnen Fin-  
gern keine Sekunde zitterten.  
Sorgsam feilte er jetzt die Schneide  
des Werkzeuges scharf. Das leise knir-  
schende Geräusch zirpte durch die  
Stube. Trini setzte sich ohne ein Wort  
Peter gegenüber und beobachtete den  
Bruder. Sie erlebte diese Nächte der  
Spannung, der angestrengten Arbeit mit

ihm, als ob sie selbst damit beschäftigt sei, das Formular zu schaffen, das Peter, das sie alle brauchten. Bis jetzt hatten die beiden Geschwister im Leben alles miteinander geteilt, die harte holperige Jugend, die ihnen beschieden war, die paar starken, ungetrübten Freuden, die besonders Trini immer wieder aufzustöbern wusste. Sogar die erste Strafe Peters hatte das Mädchen wie eine eigene Leidenszeit miterlebt, als man ihn nach der Zwangserziehungsanstalt verschickte, als man damit ihnen, der Mutter und ihr, unbarmherzig den härtesten Schmerz zufügte,

der ihnen bis jetzt bestimmt gewesen war.

Jene Zeit lag noch nicht sehr weit zurück. Ihre Kanten waren noch so schroff und verletzend, als ob sie sich erst gestern ereignet hätte. Und wozu war alles über die Familie hereingebrochen? Wegen eines Lausbubenstreichs, zu dem sich Peter von einem Kameraden hatte verleiten lassen. Dieser Lausbubenstreich hatte den Richtern genügt, um das junge Leben des Burschen derart umzubiegen, dass es vielleicht überhaupt nie mehr gerade zu sein vermochte.

Natürlich sagte der Lehrmeister, der aus irgendeinem unerforschlichen Grunde Peter nie grün gesinnt gewesen war — ob nicht eine alte Feindschaft zwischen ihm und Vater Franz Bigler bestand? — als Zeuge derart Schlimmes über Peter aus: er sei verlogen, verschlagen, faul und ein Dieb . . ., dass es dem Staatsanwalt leicht fiel, eine längere Versorgung für den Jungen durchzusetzen.

Verlogen, verschlagen, faul, ein Dieb . . . Trini stiegen die Tränen in die Augen aus Wut, als ihr diese Verleumdungen wieder einfielen. Lehrmeister Kölner-Bieberach hatte es einfach, den Sohn des Säufers als unrettbar verkommen hinzustellen, er, der in der Zunft eine Rolle spielte, keinen Sonntag die Kirche verfehlte und auf den Lippen eine sauersüsse Frömmigkeit zur Schau trug, weil ihm im Herzen der rechte Glaube fehlte.

Wenn Trini damals nicht vor Gericht mutig für Peter eingestanden wäre und nicht mit ihrer freien, ehrlichen, sauberen Art die Richter überzeugt hätte, eine entehrende Strafe hätte den Jungen gänzlich erdrückt. Während Peter verbissen die andern über sein Schicksal bestimmen liess und keinen Finger rührte, um sich zu verteidigen, hatte Trini nicht nachgegeben, bis der Eindruck, den die gehässigen Worte des Lehrmeisters wecken mussten, wenigstens teilweise verwischt und gemildert war.

Ein Zug zorniger Genugtuung kam in Trinis Gesicht, als sie jetzt an den Lehrmeister dachte, der längst das Zeitliche gesegnet hatte und dessen Geschäft aufgelöst und verschwunden war. Sein einziger Sohn machte sich, wie er mit vielwissendem Lächeln überall erklärte, aus «Selbständigkeit und Verantwortung» nichts. Er nahm eine Staatsstelle mit Pension an. Dass sein Vater neben dem Herrgott auf der Welt nichts höher schätzte als das Geschäft, das seit Generationen von Vater auf Sohn übergegangen war und weiter in der Familie hätte bleiben sollen, schien er nicht zu wissen. So klein waren die Beziehungen und das Verständnis, das der harte Alte bei seinem eigenen Sohn für die Welt, die sein Al-

les bedeutete, zu schaffen vermocht hatte.

Das Bild dieses kleinen, beleibten Mannes, dessen lebenslanges Wirken ohne Segen geblieben und wie Sand verweht war, der aber mit seinem grundlosen Hass das Leben Peters entscheidend gestört und beeinflusst hatte, wollte nicht aus Trinis Gedanken weichen. Beinahe wäre der Schlossermeister etwas wie ihr persönlicher Feind geworden, obwohl sie es auch heute noch nicht über sich brachte, für einen andern Menschen Feindschaft zu empfinden.

«Näh was, Trini...» befahl Peter, als er aufblickte und das Mädchen gegenüber sitzen und ihn betrachten sah, «ich kann nicht ruhig schaffen, wenn du mir auf die Finger starrst».

«Ich mag nicht nähen», wollte Trini antworten, aber sie verschluckte den Satz, stand auf und holte aus der grossen geschweiften Kommode ihr Strickzeug. Die Schublade sperrte sich widerwillig. Das schöne Louis-Quinze-Stück stammte aus Mutters Familie, die einmal nahezu wohlhabend gewesen war. Man hatte es durch alle schlechten Zeiten hindurch gerettet, auch als Vater keine Arbeit fand und fort ging, auch als man dem Grossvater Frei im Orchester kündete, da er zu alt geworden sei, um mitzuspielen, auch als Mutter...

Draussen in der kleinen engen Küche wusch Mutter heute-abend wie gewohnt, Trini hörte das Schruppen der derben Hände auf dem gewellten Metallbrett. Von Zeit zu Zeit verstummte es. Dann meinte das Mädchen, einen müden Seufzer zu vernehmen, aber schon begann es wieder, gleichmässig, hastig. Durch die angelehnte Türe fiel die grelle Helle der Küchenlampe ins Zimmer. Dampf kam mit dem Licht und der fade Geruch des heissen Seifenwassers.

Die Kommode wird hier bleiben, fiel es Trini ein, wir können keine Möbel mit nach Amerika nehmen. Wozu auch? Wir fangen drüben ganz vorne an, wenn wir erst einmal soweit sind... wenn...

Auf einmal schien ihr alles wieder in unerreichbare Ferne gerückt zu sein. Auch Peter kannte die Stunden, in welchen er das Werkzeug hinlegte und mutlos wurde: «Es geht nicht...» — «Es geht», war dann jeweils Trinis klare Antwort, die sie ihm und sich selber gab und mit der sie die eigenen Zweifel verscheuchte: «Du weisst, es wird gehen, Pierrot». Das war der Kosenamenname, den sie ihm gab, wenn sie ihm über die wirren Haare strich.

«Ich weiss, Trini, ich weiss, es muss einfach gehen. Aber manchmal sieht es so aus, als ob...»

«Es sieht immer nur so aus, wie wir wollen, dass es aussehe. Es darf nie so aussehen, als ob... Pierrot.»

Und er setzte sich wieder hin und arbeitete sorgfältig weiter, das Vergrösserungsglas ins Auge geklemmt, das er vor vielen Jahren einmal im Spass einem Uhrmacher aus dem Jura abgebetelt hatte.

«Du bist ein Künstler», munterte ihn Trini auf, während sie ihm zusehauete. Ihre Stimme klang stolz. Peter lächelte und war wieder eifrig. Trini fand immer das Wort, das ihm wohlthat, sie kannte ihn wie sich selbst.

Heute abend brauchte Peter keines Ansporns. Er hatte das Gefühl, er werde das Wichtigste in dieser Nacht vollenden. Ein ungeduldiger Eifer trieb ihn. Auch Trini war voll einer zitternden Zuversicht. Mutter arbeitete in der Küche. Grossvater Frei war seit langem wieder einmal für einen Abend zur Stellvertretung ins Orchester gerufen worden.

Glücklich war er losgezogen, den Kasten mit der wertvollen Geige unter dem Arm, das seltene Instrument, das für ihn mehr als das eigene Leben bedeutete. Wie hätte Grossvater Frei überhaupt alle Wandlungen ertragen, wenn er nicht seine Kunst, die Musik, seine Geige besessen hätte? Die Erinnerung an seine bescheidenen Erfolge als Solist und erster Geiger in der Orchestergesellschaft hatte ihm sein lauterer Wesen so reich gestaltet, dass er die anfänglich bittere Zeit des blossen Stundengebens und selbst nicht mehr Auftretens ruhig hinnahm. Heute, da er ganz ausgeschaltet war, kamen ihm sogar die Jahre des Stundengebens wie eine beglückende Epoche vor; heute, da Trini mit ihrem hellen Sopran seine einzige Schülerin geblieben war.

Der liebe, herzensgute Alte! Trini lächelte, wenn sie daran dachte, wie er ihr eine glanzvolle Zukunft als Opernsängerin voraussagte. Er glaubte an diese Zukunft so unbeirrbar, als ob er sein eigenes Leben drauf aufbaue und neu beginne. Seit erst der Plan des Auswanderns nach Amerika feststand, war Grossvater Frei von der Ueberzeugung nicht abzubringen, dass Trini in Amerika ihre Sendung als Künstlerin vollenden werde.

Seither tauchte das Wort von Trinis Sendung in seinen Gesprächen oft auf. Seine Augen strahlten fiebrig. Er sprach mit zitterigen Händen von der Metropolitan Opera, an der die allerersten Künstler der Welt auftreten und wo er auch einmal Trini singen hören müsse.

Wenn Trini lachend protestierte, beharrte er mit greisenhaftem Eigensinn darauf: «Doch, doch, du hast eine Stimme, wie sie nur alle fünfzig Jahre einmal vorkommt.» Fast beleidigt fügte er bei: «Du wirst mir doch meine Fachkenntnis auf diesem Gebiet nicht bestreiten wollen?» (Fortsetzung folgt)

Aber, ab

